

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 77 (2002)

Artikel: Rückblende auf Willi Schohaus
Autor: Frick, Gerhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-699504>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rückblende auf Willi Schohaus

Geschichtlich eingeordnet, gehörte der 1981 verstorbene Thurgauer Seminardirektor Willi Schohaus zu den so genannten Reformpädagogen des 20. Jahrhunderts; doch im Unterschied zu deren vorherrschenden Tendenz, den Lehrer zum Kameraden der Schüler werden zu lassen, bejahte er bei aller Ermutigung des Zöglings doch immer noch die Autorität, die dem Erzieher als dem Vermittler geistiger Werte zukommen sollte.

Der Thurgau als Stätte seines Wirkens bedeutete für Schohaus gewissermassen eine glückliche Platzanweisung des Schicksals. Nachdem dem ursprünglich deutschen Staatsbürger Deutschland schon im Ersten Weltkrieg – und erst recht dann noch zur Hitlerzeit – fremd geworden war, wusste er es sehr zu schätzen, in dem aufgeschlossenen Kanton eine durchaus nicht enge Heimat zu finden, in der er sich integrieren konnte, ohne sich auf unangenehme Weise anpassen zu müssen. Es machte ihm keine Mühe, sowohl das Zürichdeutsch seiner Kindheit und Jugendzeit als auch das Hochdeutsch seiner Eltern so zu sprechen, wie es im Thurgau als normal empfunden wurde.

Werdegang

Am 2. Januar 1897 als Sohn eines westfälischen Kaufmanns und einer lebensfroh frommen Kölnerin in Zürich geboren, wuchs Willi Schohaus

im vertrauten Umgang mit den schweizerischen Nachbarskindern Adolf und Anna Guggenbühl auf; die kindliche Freundschaft wurde zur lebenslänglichen; die von Guggenbühl und Huber gegründete Zeitschrift «Schweizer-Spiegel» diente wiederholt auch Schohaus als Publikationsorgan. – Für die spätere Wirksamkeit war auch von Belang, dass Schohaus keine glückliche Schulzeit verbracht hatte. Schon sein Primarlehrer enttäuschte ihn durch Parteilichkeit, Pedanterie und vor allem durch Langeweile. – Vollends zu Quälgeistern wurden ihm einige der Gymnasiallehrer, auf die er an der Zürcher Kantonsschule traf. Kurz vor seinem Eintritt hatte ihn der Tod seines Vaters erschreckt; es scheint, dass er von den Herren Lehrern fast so etwas wie ein wenig Ersatz für die verlorene Vaterliebe erhoffte, was sich allerdings bald als naive Vermessenheit erwies.

Schliesslich konnte der ernüchterte Gymnasiast die eitlen professoralen Autoritäten keineswegs mehr ernst nehmen, sondern musste sie durch irritierende Fragen oder gar halblaute Zwischenbemerkungen ein wenig herausfordern. Als – um ein Beispiel zu nennen – einem Mitschüler ein Bleistift vom Pult fiel und der «betroffene» Lehrer mit dramatischer Nervosität nach dem Grund der Störung fragte, ging die Antwort des Schülers Schohaus wohl allzu ironisch auf das professorale Pathos ein: «Es ist ein Bleistift zur Erde gestürzt.» Dergleichen Vorkommnisse wegen wurde der Witwensohn ein Jahr vor der Matura aus dem Gymnasium ausgewiesen. Er bestand dann dank dem Institut Minerva die eidgenössische Maturitätsprüfung doch schon 1916, zur gleichen Zeit also wie seine einstigen Klassenkameraden ihre kantonale. So konnte er im Winter 1916/17 wenigstens mit einem Semester das Theologiestudium beginnen, bevor er 1917/18 in Frankreich und Belgien deutschen Kriegsdienst leisten musste, wobei er eine Gasvergiftung erlitt.

Endlich, nach monatelangen politischen Umtrieben im revolutionären Nachkriegs-Berlin als Mitarbeiter von Franz Pfemfert, dem Herausgeber der bedeutenden progressiven Zeitschrift «Die Aktion», konnte Schohaus 1919 in Bern das Studium wieder aufnehmen, das sich aber unter dem Eindruck des damals in Bern lehrenden Philosophen Paul Häberlin bald von der Theologie weg der Philosophie und Psychologie zuwandte. Häberlin, einstiger Thurgauer Seminardirektor, glaubte in Schohaus seinen künftigen Nachfolger an der Universität zu sehen und wurde vom Lehrer zum Freund des begabten Studenten. Dieser sollte denn auch tatsächlich sein späterer Nachfolger werden, doch nicht in der Professur.

Nachdem er 1923 bis 1925 in Muri bei Bern ein Heim für Schwererziehbare geführt, seine ersten Bücher über Pestalozzi publiziert und das Schweizerbürgerrecht erworben hatte, wurde Schohaus 1925 als Psychologie- und Pädagogiklehrer an das sanktgallische Lehrerseminar in Rorschach und 1928 als Direktor an das thurgauische in Kreuzlingen berufen. Er war auch in Rorschach für die Seminardirektion vorgesehen, doch er kam gern nach Kreuzlingen. Er fand das innenpolitische Klima im Thurgau friedlicher als im Kanton St. Gallen, wo jede Lehrerwahl eine Ausmarchung zwischen katholischen und protestantischen Repräsentationsansprüchen bedeutete.

1930 heiratete Willi Schohaus. Seine Frau, Hedi Wyss, bis anhin Sekretärin des Bankiers Emil Sidler (des Urhebers der «Stiftung Lucerna»), erwies sich als sozusagen spielerisch tüchtige Hausfrau, die mit ihrem Talent zu unkomplizierter Gastfreundschaft dem Gatten sein Geselligkeitsbedürfnis in einem grossem Freundes- und Bekanntenkreis ermöglichte und überdies als perfekte Direktionssekretärin dem Kanton die Salarierung einer Bürokräft ersparte.

Realistische Reformpädagogik

Das thurgauische Lehrerseminar erschien sozusagen prädestiniert für die Verwirklichung pädagogischer Reformen: es war relativ klein und übersichtlich, und abseits von der Hauptstadt Frauenfeld gelegen, war es nicht gerade unmittelbar regierungsrätlicher Aufsicht ausgesetzt. Nicht dass Schohaus diese zu scheuen gehabt hätte; er verstand sich sehr gut mit allen Erziehungsdirektoren seiner Zeit; mit Dr. Jakob Müller, dem vielseitig interessierten, populären «Sprudel» war er in herzlicher Freundschaft verbunden. – Im Seminarlehrerkonvent traf Schohaus auf ein hervorragendes Team von fortschrittlich aufgeschlossenen Fachlehrern und Pädagogen: der Mathematiker Ernst Bachmann, der Germanist Marius Bächtold, der Naturwissenschaftler Arthur Scherrer und der Historiker Ernst Weinmann. Noch 1928 wurde den Seminaristen die Erlaubnis gegeben, eine Schülerregierung einzurichten, eine der ersten in der Schweiz, die wirkliche Kompetenzen hatte, und das nicht nur im Bereich der Hausordnung. Aber bei aller Freiheit und Selbstverantwortung, die den Schülern gewährt wurde, blieb die erzieherische Autorität – schon durch die Persönlichkeit des Direktors – selbstverständlich gewahrt. So war es wohl kaum notwendig gewesen, dass er bei seiner Antrittsrede 1928 ausdrücklich erklärt hatte, Autorität als

Anerkennung seitens des Zöglings gegenüber den überlegenen Einsichten des Erziehers müsse sein.

In dem weithin Aufsehen erregenden Buch «Schatten über der Schule» (1930) begnügte sich Schohaus, die Selbstherrlichkeit bornierter Schulmeister anzuklagen, ihre Verhöhnung schwacher Schüler, die Körperstrafe, die gemeinschaftverhindernde Ehrgeizzüchtung, den lebensfremden Unterricht, die «Verschulung» (Eintrichterung von unverdaulichem Bücherwissen und Wertverdrehung, durch die beispielsweise kameradschaftliche Hilfeleistung als unmoralisch deklariert wird und duckmäuse- risch als brav). Echte Autorität, die normalerweise gern akzeptiert wird, stellte das Buch nicht in Frage. – Unrealistisch war damals (1934) vielleicht der öffentlich geäußerte Vorschlag, den Religionsunterricht an staatlichen Schulen als besonderes Fach abzuschaffen, statt dessen die Bibelkunde dem Geschichts- und Deutschunterricht zu überlassen und den gesamten Schulunterricht in einem religiösen Geiste der Ehrfurcht und der Liebe zu gestalten. Angesichts von empörtem Widerstand namentlich von pfarrherrlicher Seite gab der Seminardirektor die zum Teil von Rousseau inspirierte Idee bald wieder auf; aber seine Schule behielt in traditionalistisch religiösen Kreisen den Ruf des «Heidenseminars».

Geradezu architekturgeschichtlich sichtbar ist dagegen der Erfolg, den die Schrift «Das Kind und sein Schulhaus» hatte, die Schohaus 1932 zusammen mit dem Architekten Werner Moser und dem Arzt W. von Gonzenbach publizierte. Noch heute findet man landauf, landab Beispiele von einstigen palastartigen Schulhäusern mit kinderfeindlich schweren Portalen und finsternen Korridoren, Repräsentativbauten, die in den Dreissigerjahren von pavillonartigen lichtdurchfluteten Schulhäusern abgelöst wurden.

Reformer sind oft Utopisten, Schohaus war es nicht. Das Realistische seiner Reformziele, die er nicht allein, aber in vorderster Front vorantrug, ist eben daran zu erkennen, dass sie seither weitgehend realisiert worden sind. Nicht nur die Schulhäuser präsentieren sich kinderfreundlich, der Schulbetrieb selbst ist freiheitlicher und gemeinschaftsförderlicher geworden, der Unterricht mehr auf die lebendige Gegenwart bezogen; die Körperstrafe ist allgemein verpönt, und die Schulplätze werden auch in der schulfreien Zeit aufgesucht. – Ein besonderer Erfolg war es, als die Erziehungsdirektion des Kantons Aargau und die «Zwangserziehungsanstalt» Aarburg nach jahrelangem Kampf gegen Schohaus einsehen mussten, dass auch straffällige Jugendliche in sanitär menschen-



Der junge Seminardirektor Willi Schohaus
im Jahre 1933

würdigen Räumen leben sollten. – Die erreichten Ziele wirken heute bereits selbstverständlich, sodass der dafür notwendige Kampf nicht mehr geahnt noch estimiert wird.

Die Ermutigung, die gutwilligen Lehrern nach dem Gericht von «Schatten über der Schule» zuteil wurde, kam in der hochgemuten Schrift «Seele und Beruf des Lehrers» (1937 und 1954). Realistisch war an dieser Aufmunterung, dass sie die Schwere und Mühsal des Lehrerberufs eingestand, dass sie den Lehrer sogar ein wenig mit Don Quijote verglich, dem illusionistischen Kämpfer für untergegangene Ideale; wahrhaft idealistisch aber war, dass sie den Erzieher beschwor, trotz allen Misserfolgen und trotz der leisen Lächerlichkeit, die die öffentliche Meinung dem Lehrerberuf gerne nachsagt, an den kulturellen Werten und am Glauben an die Möglichkeit von Erziehung und Bildung festzuhalten.

Freundschaften

Nicht öffentlich bekannt wurde die geradezu seelsorgerliche Betreuung, die der Seminardirektor vielen seiner einstigen Schülerinnen und Schüler und darüber hinaus vielen weiteren Lehrern, Eltern, namentlich besorgten, hilfesusuchenden Müttern angedeihen liess. Viele Dossier von angelegentlichen Briefen zeugen davon. Sie lassen die Ausstrahlung ahnen, die da von einer Autorität ohne jede Anmassung ausging. Nicht wenige Absolventen der beiden Seminarien Rorschach und Kreuzlingen wurden zu persönlichen Freunden des einstigen Lehrers. Einige wenige Beispiele dürften erwähnt werden: In weiteren Kreisen bekannt wurden von den Rorschacher Ehemaligen Jacques R. Schmid, Seminardirektor in Thun und Professor an der Universität Bern, sowie Max Gross, in Praxis und Theorie namhafter Pädagoge und Mitarbeiter des «Schweizer Spiegels». Kreuzlinger Ehemalige waren Hans Ess, Professor für ästhetisches Gestalten an der ETH in Zürich, Fritz Müller aus Romanshorn und Eugen Rutishauser aus Scherzingen, beide als Seminardirektoren im Kanton Bern, Emil E. Kobi, Pädagoge und Publizist in Basel. Hans Laemmel setzte seinen pädagogischen Impetus als Chefredaktor der Schweizerischen Filmwochenschau ein, Ernst Mühlemann als Bildungsdirektor der USB und als Nationalrat. Aber der pädagogische Kreis beschränkte sich keineswegs auf ehemalige Schüler. Professor Arthur Stein, Helene Stucki, Rektor Leisi, die Seminardirektoren Martin Schmid, Carl Günther, Robert Dottrens, Hannes Maeder gehörten dazu. Besonders herzlich war das Verhältnis zu Professor

Pierre Bovet, Direktor am Institut Jean Jacques Rousseau in Genf.

Die grosse Liebe zur Kunst vermittelte ganz persönliche Beziehungen zu einer Reihe von Malern, zu Maurice Barraud, den Schohaus wiederholt in Genf besuchte – zu Otto Bachmann, der noch jung und unbekannt Dauergastfreundschaft in der geräumigen Wohnung der einstigen Äbte geniessen durfte – zur ebenfalls grosszügige Gastfreundschaft geniessenden Cornelia Forster – zu Carl Roesch, der sich durch das Verständnis seiner Malerei, das Schohaus eingehend formulierte, bestätigt und beglückt fühlte – zu Anton Bernhardsgrütter, den Schohaus als Maler eigener Prägung gewissermassen entdeckte, und zu Adolf Dietrich, der sich vertrauensvoll und rührend mit praktischen Lebensfragen an Schohaus wandte und ihm auch auf diese Weise Autorität zutraute. – Wohl nicht zufällig waren der erste Verfasser einer Dietrich-Biografie, Heinrich Ammann, und der erste, der einen Film und viele Fotografien von dem begnadeten Berlinger Künstler machte, Hans Baumgartner, beide Schohaus-Schüler.

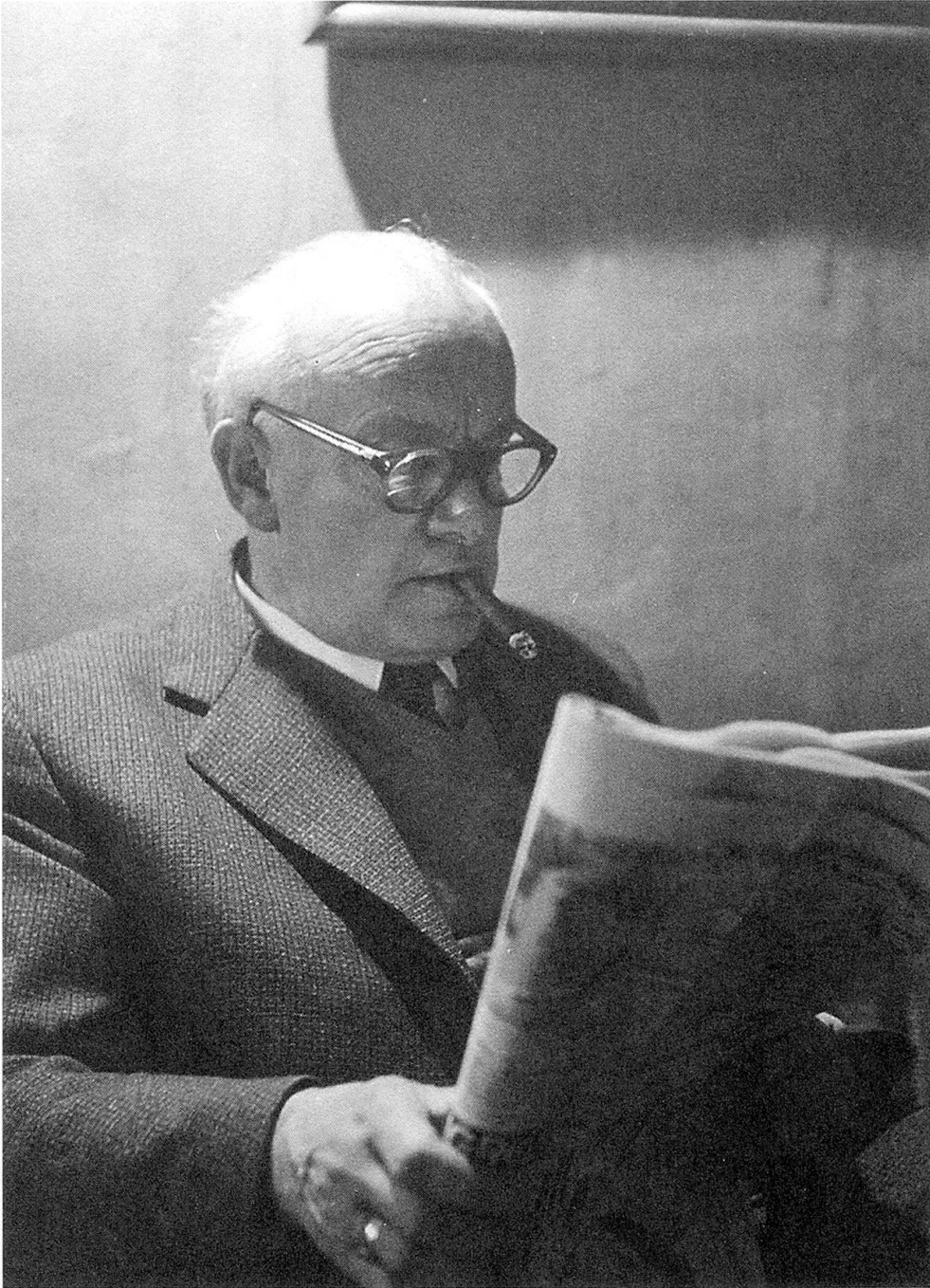
Der leidenschaftliche und mutige Kampf, den Schohaus gegen schweizerische Anzeichen von Nationalsozialismus führte, erschloss einen weiteren Freundeskreis. Dazu gehörten Emigranten aus Deutschland, die natürlicherweise auch oft auf Gastfreundschaft angewiesen waren. Der Gründer der Odenwaldschule, Paul Geheeb – der Psychologieprofessor Karl Wilker mit seiner Familie – der Schauspieler Wolfgang Langhoff, dessen «Moorsoldaten» von Schohaus ernst genommen und empfohlen wurden, als sie vielen noch als Gräuelpopaganda galten – Kurt Kläber und Lisa Tetzner, für deren Aufenthaltsbewilligung und Recht, Sprechkurse durchzuführen, Schohaus bei Heinrich Rothmund autoritativ insistierte – Ellinor und Kunz von Kauffungen, die sich bei ihrer abenteuerlichen Flucht aus Deutschland fürs Erste auf eine einzige, schweizerische Adresse verliessen, die des Direktionsehepaars im Seminar Kreuzlingen.

Das Nicht-Zeitgemässe

Als Willi Schohaus 1969 eine Reihe seiner Vorträge und Aufsätze in einem Sammelband unter dem Titel «Erziehung zur Menschlichkeit» zusammenfasste, erfuhr er zwar viel freundliches Echo; aber die grosse Öffentlichkeit wurde nicht aufgerüttelt, wie es bei den «Schatten» der Fall gewesen war. In negativen Besprechungen wurde sogar überdeutlich: Die auf religiöse Einsicht gegründete Erziehung zur Menschlichkeit,

welcher Ehrfurcht vor dem Erhabenen unabdingbar war, schien der Zeit – zumal nach 1968 – nicht mehr gemäss zu sein. Ein Rezensent der Frankfurter AZ meinte sogar in allerdings kruder Ahnungslosigkeit, Schohaus' Ruf nach Erziehung zur Ehrfurcht als Stimme aus der Nazi-zeit verhunzen zu können. Der Tatbestand war der, dass Schohaus angesichts des damals schon viel beklagten postmodernen Wertezwangs erkannt hatte, dass verantwortungsbewusste Erzieher nicht warten können, bis die Gesellschaft zur Anerkennung allgemeinverbindlicher Normen zurückgefunden hat. So empfahl er in «Erziehung zur Menschlichkeit» jedem Lehrer und jeder Lehrerin, aber auch Müttern und Vätern, dass sie «selbst wenigstens Ansätze zur Überwindung der Kulturkrise unserer Zeit schaffen» müssten und mutig in eigener «innerer Selbstgestaltung» die Richtpunkte wählen sollten, für die ihnen Erziehung notwendig, sinnvoll und zumutbar erscheine. Mit Berufung auf Pestalozzi erklärte der mehr und mehr zu dessen Interpreten gewordene Schohaus sogar, dass sich Ehrfurcht vor Gott im jüngeren Kinde nur entwickeln könne durch die Ehrfurcht hindurch, die es vor Menschen empfinde. «So haben die Erzieher und vornehmlich die Mütter, das unvergleichlich hohe Amt, für die kleineren Kinder Gottes Stellvertreter zu sein.» Jeder Erzieher, der sich gelegentlich auf diese Aufgabe besinne, erlebe Augenblicke, da er zuinnerst vor solch ungeheurer, verantwortungsvoller Verpflichtung erschrecke. Aber er habe diese Rolle mit demütigem Mute auf sich zu nehmen im Bewusstsein, dass er sich dem Kinde eben als Brücke zur letzten Autorität zur Verfügung stellen müsse. Eltern und Lehrer müssten auf dem ihnen zustehenden Respekt beharren, auch wenn die kindliche Ehrfurcht letztlich nicht ihnen gebühre, sondern «dem Göttlichen, das durch das Irdische hindurchleuchtet».

Muss diese Verpflichtung, normativen Geist zu repräsentieren, auch heute noch auf taube Ohren stossen? – Bei Müttern, denen vordringlich anderes anliegt, als das Göttliche durch sich hindurchleuchten zu lassen? Bei Vätern und Lehrern, die nicht Stellvertreter einer Instanz sein wollen, an die sie nicht glauben. Sie dürften sich immerhin sagen lassen, dass gerade die Religiosität, die Schohaus beschwor, ganz und gar frei ist von jeder Bigotterie und Dogmatik, sodass sie auch heute vielen Bedürfnissen nach einem sinngebenden Gegenüber Erfüllung bringen könnte. – Und wenn sich nicht bestreiten lässt, dass eine Erziehung, die mehr ist als Dressur, ohne Ehrfurcht schlechterdings unmög-



Willi Schohaus als Siebzjähriger in
seinem Alterssitz in Langrickenbach
Bild: Hans Baumgartner

lich ist, muss zumindest die Frage erlaubt sein, ob am Ende gar nicht der Autorität bewahrende Schohaus, sondern der gesellschaftliche Konsens in unrealistischer Blindheit das zeitgemäss Notwendige verkannte und verkennt.